

Botschaft an Niemand: Wenn das Universum schweigt

„Das Schwerste für den, der an Gott nicht glaubt: dass er niemanden hat, dem er danken kann.“ – Elias Canetti

Wenn ich dieses Zitat lese, regt sich in mir zunächst ein gewisser Widerstand: Warum sollte jemand, der nicht gläubig ist, unfähig sein zu danken? Ist Dankbarkeit nicht ein grundlegendes menschliches Gefühl, unabhängig von metaphysischen Vorstellungen? Doch je länger ich über dieses Zitat nachdenke, umso mehr verstehe ich es.

Die Frage, die man sich eigentlich stellen muss, ist nicht: Kann ein Atheist dankbar sein? Sondern: Was ist Danken und Dankbarkeit?

Denn „Danken“, wie es im Zitat steht, ist im Allgemeinen nicht dasselbe wie Dankbarkeit. Es verhält sich ähnlich wie das Lachen zur Freude: Man kann lachen, ohne Freude zu empfinden, etwa aus Höflichkeit oder Ironie. Ebenso ist das „Danke-Sagen“ oft ein praktischer Platzhalter; lediglich ein inhaltsloser Begriff der Höflichkeit; nur eine einfache Handlung. Dankbarkeit hingegen ist vielmehr eine emotionale Haltung, sie ist eine Bejahung der Gabe. Canetti zielt in seinem Zitat zweifellos auf diese aufrichtige, tief empfundene Dankbarkeit ab.

Diese echte Dankbarkeit ist das, was uns als Menschen verbindet. Unsere Gesellschaft ist darauf aufgebaut, dass wir Dinge kaufen und verkaufen; geregelt durch Geld und Gesetze. Aber das deckt nicht alles ab. Zuneigung oder Hilfe kann man nicht vor Gericht einklagen oder mit Geld kaufen. Genau hier braucht es Dankbarkeit. Sie ist der soziale Klebstoff, der unser Miteinander dort regelt, wo Paragraphen machtlos sind. Eine Gesellschaft ohne diese unsichtbaren Fäden würde zerfallen.

Dankbarkeit beschränkt sich aber nicht nur auf dieses Tauschgeschäft. So basiert etwa echte Freundschaft auf einer Dankbarkeit, die über das bloße Tauschgeschäft hinausgeht. Man dankt dem Freund nicht nur für eine Tat, sondern für dessen bloße Existenz. Dabei hat man keine direkte Erwartungshaltung auf zukünftige Vorteile.

Die Wichtigkeit der Dankbarkeit zeigt sich am besten in ihrer Negation. Undankbarkeit macht nämlich einsam. Wer nicht danken kann, hat oft Angst davor, Hilfe anzunehmen oder andere zu brauchen. Dankbarkeit ist der Moment, in dem wir uns wirklich aufeinander einlassen und uns als Menschen begegnen.

Wenn wir nun das Zwischenmenschliche etwas verlassen, stoßen wir auch auf die Frage: Kann ich mir selbst danken? Verschiedene Philosophen, darunter Thomas von Aquin, verneinten dies. Denn laut ihnen ist die Dankbarkeit ein Geben und Empfangen. Dies setzt eine Distanz voraus, die in der Beziehung zu sich selbst nicht gegeben zu sein scheint. Man kann sich nichts schenken, was man schon besitzt.

Dem möchte ich jedoch widersprechen. Diese notwendige Distanz kann durch eine zeitliche Abtrennung entstehen. Ich kann meinem vergangenen Ich durchaus dankbar sein, zum Beispiel dafür, dass es in jungen Jahren diszipliniert gelernt hat, sodass mein gegenwärtiges Ich jetzt davon profitiert.

Manche würden sagen, dass das keine Dankbarkeit, sondern Stolz sei. Doch für mich gibt es einen entscheidenden Unterschied. Stolz resultiert aus der Zuschreibung von Leistung an das aktuelle Ich und geht oft mit einer gewissen Überheblichkeit einher. Selbst-Dankbarkeit hingegen betrachtet das vergangene Ich fast wie eine fremde Person, die einem Gutes getan hat. Sie wirkt vielmehr als Gegenpol zum Stolz, da sie mit einer gewissen Bescheidenheit einhergeht. Man erkennt an, dass der aktuelle Zustand nicht selbstverständlich ist, sondern ein Geschenk; wengleich man sich das Geschenk auch selbst gemacht hat.

Verlassen wir nun das Menschliche komplett und betrachten lediglich die Umstände. Wir sind oft dankbar für das Land, in dem wir leben, für den Frieden oder für den Wohlstand. Diese Form der Dankbarkeit ist politisch und philosophisch viel komplexer und bringt zudem auch eine Gefahr: Dankbarkeit wird zum Opium des Volkes.

Die Gefahr besteht darin, dass wir unsere eigenen Probleme ignorieren oder kleinreden und lieber in Dankbarkeit schwelgen. So sind wir vielleicht dafür dankbar, dass wir Arbeit haben, und vergessen dabei, wie schlecht die Arbeitsbedingungen sind. Wenn Dankbarkeit zu einer unkritischen Hinnahme der eigenen Situation führt, sitzen wir in einem goldenen Käfig. Wir polieren die Gitterstäbe mit unserem Dank, anstatt zu versuchen, die Tür zu öffnen.

Das bedeutet aber natürlich nicht, dass Dankbarkeit etwas Schlechtes ist, dass wir nie dankbar sein sollten und uns über alles Negative, was uns widerfährt, echauffieren müssten. Vielmehr benötigen wir eine gewisse Ausgewogenheit. Wir sollten Dankbarkeit für das Gold der Gitterstäbe zeigen, aber gleichzeitig den Mut haben, an den Gitterstäben zu rütteln. Wir sollten für das danken, was wir haben, und für das kämpfen, was fehlt.

Wie wir bis jetzt gesehen haben, hat Dankbarkeit immer dieselbe Struktur: A dankt B für C. Sie setzt einen Geber, einen Nehmer und eine Gabe voraus. Was aber, wenn es niemanden gibt, dem man danken kann?

Für mich ist die Antwort einfach, denn ich habe immer jemanden, dem ich danken kann, dem Schöpfer, dem Geber aller Gaben, Gott. Doch wem dankt der Atheist für sein Leben, für die Menschen an seiner Seite oder für die Möglichkeiten, welche ihm offenstehen? Dem Zufall? Dem Universum? Wahrscheinlich nicht.

Das sieht man gut, wenn man kurz darüber nachdenkt: Ein Schiffbrüchiger, welcher aufgrund eines gewaltigen Sturmes vom Meer verschluckt wird und den die Wellen zufälligerweise an Land spülen, käme auch nicht auf die Idee, dem Meer dafür dankbar zu sein, dass es ihn an Land transportiert hat. Er weiß, dass das Meer kein Bewusstsein hat, keine Intention hatte ihn zu retten und es nicht einmal die Möglichkeit hat, seinen Dank anzunehmen. Dankbarkeit gegenüber einem zufälligen Naturereignis macht keinen Sinn, da es keine bewusste Entscheidung der Natur war. Wir können uns über gutes Wetter freuen, aber wir sind nicht dem Wetter dankbar dafür, dass es gut ist, da es keine Wahl hatte.

Die moderne Philosophie und Atheisten versuchen dieses Dilemma natürlich zu lösen. Sie machen das, indem sie die Dankbarkeit in eine zielgerichtete, triadische Dankbarkeit und eine einfach vorhandene dyadische Dankbarkeit trennen. Doch genau diese dyadische Dankbarkeit ist keine philosophische Lösung, sondern lediglich ein verzweifelter Griff zu einem Wasserglas, das versuchen soll, ein brennendes Haus zu löschen. Es ist ein reiner semantischer Taschenspielertrick. Der Begriff der Dankbarkeit wird umgedeutet und zur bloßen Daseinsfreude herabgestuft, um ihn mit dem eigenen Weltbild kompatibel zu machen. Doch wie wir bereits verstanden haben, ist Dankbarkeit viel mehr als nur bloße Freude oder Genuss. Dankbarkeit ist ein Gefühl, eine Entscheidung, welche untrennbar an eine Gabe gebunden ist. Eine Gabe setzt aber zwingend einen Geber voraus.

Wer behauptet „dankbar für das Leben“ zu sein, aber zugleich die Existenz eines persönlichen Schöpfers verneint, verstrickt sich in einen tiefen Widerspruch.

Trotzdem verstrickt sich jeder Atheist liebend gern in diesen Widerspruch, denn er weiß, dass die einzige Alternative eine totale Sinnlosigkeit und Wertlosigkeit der Welt, des Lebens und der Dankbarkeit bedeuten würde.

Er weiß in seinem Innersten, seiner Seele, dass es Dinge gibt, für welche er Dankbarkeit zeigen muss. Sein Verstand schafft es jedoch nicht, einen Adressaten zu finden. Deshalb

verstrickt er sich in Widersprüche, versucht Erklärungen zu finden und versucht sogar das Universum zu anthropomorphisieren, nur um das Gefühl von Dankbarkeit zu erfahren. Und das alles, um einen Adressaten zu finden, welchen seine Seele längst kennt.

Wenn Canetti bemerkt, es sei für den Ungläubigen das Schwerste, niemanden zu haben, dem er danken kann, beschreibt er nicht nur das Leid einer unzustellbaren Botschaft. Er beschreibt den Schmerz der Gewissheit, dass sein Dank für immer ins Leere hallen wird. Der Dank ist da, aber der Empfänger wird verleugnet, wie es auch schon in der Bibel steht:

„Denn sie haben Gott erkannt, ihn aber nicht als Gott geehrt und ihm nicht gedankt. Sie verfielen in ihrem Denken der Nichtigkeit und ihr unverständiges Herz wurde verfinstert.“

– Römer 1,21

Dieser Schmerz, dieses unausweichliche Gefühl, diese daraus resultierenden philosophischen Ausweichmanöver sind nichts anderes als das innere Wissen der Menschen, dass Gott existiert.